Wir teilten das Wichtigste mit diesen Männern

Glanz fiel auch auf die in der zweiten Reihe: Heide Sommer erzählt plastisch und ohne falsche Bescheidenheit von ihrem Leben als Sekretärin.

Frauen im Hintergrund: Heide Sommer (rechts) und ihre Kollegin Sabine Schappien mit „Spiegel"-Chefredakteur Günter Gaus, um 1970 Abb. a. d. bespr. Band

Heide Sommer, nun bald achtzig Jahre alt, hat ein halbes Jahrhundert lang für eine Reihe von bedeutenden deutschen Publizisten und Intellektuellen gearbeitet: Theo Sommer, Carl Zuckmayer, Günter Gaus, Rudolf Augstein, Fritz J. Raddatz und schließlich auch für Helmut Schmidt in dessen späten Jahren. Kleine große Herrscher in einer Geistes- oder Gelehrtenrepublik, denen Heide Sommer mit Leidenschaft und ständig wachsender Kompetenz diente. „Lassen Sie mich mal machen": Ob man nun das dritte oder das fünfte Wort des Buchtitels betont: Beides trifft es.

Es ist ein manchmal melancholisches, oft heiteres, ein immer unterhaltsames und zeitgeschichtlich spannendes Buch. Der Sekretärin aus Berufung ist dabei ein kleines Denkmal für ihren Beruf gelungen, und auch für alle anderen, die in ähnlicher Funktion, ob als Referenten oder Sachbearbeiter, als Assistenten oder sonst wie in der „zweiten Reihe" stehen, wie sie es nennt. Nein, man kann es gewiss nicht besser als die in der ersten Reihe. Aber diese könnten es eben nicht so gut, wenn die dahinter nicht das Beste gäben.

„Im Grunde war ich in all den Jahren meines Daseins als Sekretärin eine Art Wunscherfüllerin." Und dazu gehört „die hohe Kunst: sich zurücknehmen und trotzdem etwas bewirken". Auch in der zweiten Reihe „fiel genügend Glanz auf mich, um mein Geltungsbedürfnis und mein Ego zu befriedigen. Man muss wissen, wo man steht, aber man darf durchaus auch wissen, wer man ist."

Falsche Bescheidenheit kennt Heide Sommer nicht, wie schon aus ihrer Selbstbeschreibung als junge Frau hervorgeht, als sie sich den Blick ihres ersten Chefs vorstellt: „Und nun traf er auf diese große, schlanke, blonde, zehn Jahre jüngere Frau, offen wissbegierig und tüchtig, kurzhaarig wie Jean Seberg in ‚Außer Atem', anpassungsfähig und flexibel." Zu den Hauptkünsten jedes Dienstverhältnisses gehört die Kunst der Diskretion. Und wie Heide Sommer über ihre früheren Chefs schreibt, hat man nie das Gefühl, zu einer Schlüssellochperspektive eingeladen zu werden. Nur sieht man durch ihren Blick einige Details genauer; ein Blick, der immer die Hochachtung bewahrt vor „meinen Männern".

Aber Heide Sommer hat ein wenig mehr als andere in deren Inneres und dort fast bei jedem auch tiefe Unsicherheit, ja geradezu Verzagtheit gesehen. Wenn einer vor seinen Artikeln wie ein „tief verunsicherter Mensch, ohne Ur- und Selbstvertrauen" erscheint, dann aber „in diesen langen Nächten" doch noch wieder ein brillanter Artikel in ihrer Gegenwart fertig wird, ist sie stolz auf den Chef – und auch darauf, wieder hilfreich dabei gewesen zu sein. Und wenn sie einen anderen erlebt, wie er „jedes Mal einen Riesenbammel und große Skrupel" hat und sich nach Beendigung eines Buches erst einmal in die Klinik begibt, erfahren wir nicht nur, welch seltsame Angst sich hinter ungebremster Eitelkeit versteckt, sondern wie viel Empathie, ja Liebe dazu gehört, solche Prinzen auf der Erbse zu begleiten, ohne sich dabei selbst zu verlieren. Die Passagen über den oft todunglücklichen und seinen Tod minutiös planenden Raddatz gehören zu den stärksten.

Ein wenig irritierend sind für heutige Ohren vielleicht die gelegentlich allzu souverän erscheinenden Reaktionen auf „antatschiges" Verhalten mancher Männer, wie sie das nennt. Der starken Heide Sommer glaubt man zwar: „Wir fühlten uns damals . . . durch die Aufmerksamkeit bedeutender, berühmter Männer, in deren Glanz wir uns sonnten, eher geschmeichelt." Aber hatten es wirklich alle Frauen selber in der Hand, „wie weit ansonsten niveauvolle Männer sich in ihrer Gegenwart vergessen oder bemitleidenswert miserabel aufführen"?

Nüchtern schildert sie ansonsten die sexuellen Verklemmungen jener Zeit: Wie sie gemeinsam mit sonst so souveränen Kollegen Ingmar Bergmans „Das Schweigen" ansieht und niemand hinterher auch nur ein Wort herausbringen kann oder wie ein Kollege „einen Nervenzusammenbruch" bekommt, weil seinem neuen Autokennzeichen, das man damals noch nicht wählen konnte, die Ziffer 175 zugeteilt wird, die Nummer des „Schwulen-Paragraphen": „Es machte ihm beinahe unmöglich, den Wagen überhaupt zu fahren."

Eine Menge Zeitgeschichte findet sich hier also, meist anekdotisch pointiert. An Märchen aus uralten Zeiten erinnern Wörter wie Durchschläge, Kohlepapier oder Tipp-Ex-Korrekturstreifen. Telefongespräche mit Korrespondenten müssen Tage vorher beim Fernamt angemeldet und dann vermittelt werden. Und wehe, die Tonbandaufnahme geht schief! Ausnahmslos alle ihre Chefs schreiben noch mit der Hand, Augstein und Gaus in Sütterlin, Schmidt korrigiert bis zum Schluss mit grüner Kanzlertinte. Kaum Konferenzen ohne Alkohol und Nikotin. „Zeit" und „Spiegel" gerieren sich wie ein autoritatives politisch-kulturelles Lehramt.

Heide Sommer war mittendrin, und sie kann es plastisch erzählen – bis hin zum sinnlich erfahrenen Produktionsprozess. Zur Druckerei, damals noch im gleichen Haus wie die Redaktion, hat sie ein „zärtliches Verhältnis, denn nachts, wenn die Maschinen anfingen zu rotieren und ein warmes Summen das Pressehaus wie einen Bienenstock erfüllte, das Gebäude anfing im Rhythmus der Rotationsmaschinen leise zu schwingen, fühlte ich mich wie in Abrahams Schoß. Wir waren am Produzieren und alles war gut."

Auch eine richtige Liebesgeschichte zieht sich von Anfang an durch das Buch. Der einzige „meiner Männer", der noch lebt, ist auch der einzige, mit dem sie mehr verband als ein Arbeitsverhältnis: Theo Sommer. Erst seine Sekretärin, dann seine heimliche Geliebte, dann seine verlassene Geliebte, dann seine Lebenspartnerin, schließlich seine Frau und Mutter ihrer gemeinsamen Kinder, dann seine geschiedene Frau: Wie Heide Sommer, die bis heute seinen Namen trägt und ein offenbar entspanntes Verhältnis zu ihm hat, diese Geschichte erzählt, das erinnert in der Mischung aus sachlicher, abgeklärter Knappheit und dann wieder erinnerungsgesättigter Offenheit von Ferne an Max Frischs „Montauk".

Es ist ein Buch selbstbewusster Dankbarkeit: „Wir teilten das Wichtigste mit denen, für die wir arbeiteten: ihre wertvolle Lebenszeit. Meine Lebenszeit jedenfalls verschmolz mit der Arbeit . . . Ich fühlte mich erfüllt und an Erlebtem reich." Und wenn diese Erfahrung auch oft stellvertretend für viele andere in ihrem Beruf steht, so ist Heide Sommer doch eine sehr besondere Frau, der eine sehr besondere Chance gegeben wurde. Sie hat sie genutzt. Wenn es so etwas wie eine Republik des Geistes in Deutschland wirklich gäbe oder gegeben hätte: Heide Sommer wäre in einem solchen Gemeinwesen The Secretary of State. MARKUS BARTH

Heide Sommer: „Lassen Sie mich mal machen". Fünf Jahrzehnte als Sekretärin berühmter Männer.
Ullstein Verlag, Berlin 2019. 256 S., geb., 22,– €.

Der Seele empfindlicher Rhythmus

Bevor die Experimentalisierung des Menschen begann: Marcus Herz' „Versuch über den Schwindel"

Anfang 1786 schickte Marcus Herz seinen frisch erschienenen „Versuch über den Schwindel" an seinen ehemaligen Lehrer Immanuel Kant nach Königsberg. Im Begleitbrief schrieb er vom Umherwandeln in den Grenzörtern der Philosophie und der Medizin und davon, Vorschläge und Einrichtungen zu Gemeinregierungen zu entwerfen. Solche Gemeinregierungen gehörten zum Programm einer im späten achtzehnten Jahrhundert aufkommenden medizinischen Anthropologie, deren Gegenstand das Seelenleben des Menschen darstellte, das damals noch in den Bereich der Philosophie fiel, während die Vorgehensweise empirisch war und sich an den Beobachtungspraktiken der Naturforschung orientierte. Damit wurde der ganze Mensch in seiner unauflöslichen Verbindung aus Körper und Geist zum Gegenstand der Betrachtung, und insbesondere die pathologischen Abweichungen sollten Aufschluss über die Natur des Menschen geben. Deswegen galt Medizin nicht nur als Heilkunde, sondern eben auch als Anthropologie.

Der Schwindel gehörte zu den Phänomenen, von denen zumindest so viel klar war, dass sie im Grenzbereich von Körper und Seele lokalisiert waren. Mit seiner Abhandlung zielte Herz nicht nur auf Beschreibung und Klassifikation dieser Phänomene, er schlug auch eine kühne Theorie vor, die den Schwindel als Krankheit der Seele betrachtete, egal, ob die Ursachen körperlich oder seelisch waren. Hintergrund dafür war eine sensualistisch inspirierte Theorie des Seelenlebens. Danach besteht das Grundvermögen der Seele darin, Vorstellungen zu haben, die einem ganz bestimmten Rhythmus folgen. Klar und deutlich können diese Vorstellungen nur sein, wenn sie in einem angemessenen zeitlichen Abstand aufeinanderfolgen.

Man könnte auch sagen, dass der innere Film die richtige Geschwindigkeit haben muss. Sind die aufeinanderfolgenden Vorstellungen zu schnell, entsteht Schwindel: Die Seele ist gezwungen, ihre Aufmerksamkeit auf die immer schneller ankommenden Vorstellungen zu richten, bis diese sich dann irgendwann wie bei einer Massenkarambolage ineinander verkeilen. Dieser chaotische Zustand wird als Verlust des Gleichgewichts empfunden.

Für seine Theorie des Schwindels stützte Herz sich neben der Philosophie auf die Beobachtung der Symptome von Kranken und auf die Selbstbeobachtung, wie sie seinerzeit im Berliner Kreis um ihn selbst und Karl Philipp Moritz betrieben wurde. Im von Moritz herausgegebenen „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde" lieferten Schriftsteller und Ärzte Materialien für eine neue Psychologie, die zugleich Ausdruck eines männlich geprägten, bürgerlichen Selbsterfahrungsdiskurses war, mit dem der anderen Seite der Vernunft, den Gefühlen, Trieben und Leidenschaften, Rechnung getragen wurde.

Der Mediziner als Anthropologe: Marcus Herz (1747–1803), Detail eines Porträtbilds von F. G. Weitsch Foto Wikimedia Commons

Vor diesem Hintergrund ist verständlich, dass Herz sich von seinem alten Königsberger Lehrmeister Zuspruch erwartete. Aber es kam anders. Kant bedankte sich zwar für die Zusendung des Buches, fügte dann aber hinzu, dass er noch keine Zeit gefunden habe, das Buch ganz zu lesen. Damit brachte er kaum verklausuliert sein Unbehagen gegen die Erfahrungsseelenkunde und deren These vom Zusammenhang von Geist und Körper zum Ausdruck. Bereits 1773 hatte er in einem Brief an niemand anderen als Herz Zweifel an der neuen philosophischen Medizin geäußert und geargwöhnt, dass die Art der Verbindung zwischen Körper und Gedanken niemals aufgedeckt werden könnte.

Insbesondere auf die Selbstbeobachtung hatte Kant es abgesehen. In seinem eigenen Entwurf zur Anthropologie bemerkte er mit ätzender Schärfe, dass die allzu genaue Beobachtung seiner selbst leicht zum Wahnsinn führe, wenn sie nicht bereits Ausdruck einer geistigen Erkrankung sei. Wer zu tief in die eigenen Abgründe blickt, betreibt keine Diagnostik, sondern zeigt Symptome.

Für Herz musste diese Zurückweisung schmerzhaft sein, da er sich von der unumschränkten Autorität der Philosophie Beistand für sein Projekt erhoffte. Was Herz nicht begriff und auch nicht begreifen konnte, war, dass sich in Kants Ablehnung der Selbstbeobachtung der Keim einer methodischen Transformation ankündigte, die für die weitere Entwicklung der Psychophysiologie konstitutiv werden sollte.

Nach Kant beruhte die Möglichkeit der Erfahrung darauf, die zu betrachtenden Dinge im Geist festzuhalten, damit man Zeit hat, sie in eine überschaubare Ordnung zu bringen. Genau das ist beim Beobachten von Gedanken und Vorstellungen, die ungerufen und ungeordnet ins Bewusstsein fließen, nicht möglich. Damit wird die von den Erfahrungsseelenkundlern angenommene Authentizität der Selbsterfahrung grundsätzlich in Zweifel gezogen, weil die Ordnung des Denkens der Unordnung frei heranflutender Gedanken, Vorstellungen, Träume und Phantasien oder eben dem Schwindel stets hinterherhinkt und diesen Abstand nicht einholen kann.

Für Kant müssten die Wahrnehmungen zu einem Ganzen der Erfahrung verbunden werden, damit von einer empirischen Erkenntnis als Wissenschaft die Rede sein kann. Wie das vonstattengehen könnte, hat der greise Kant nicht mehr ausgearbeitet, wohl aber gab er in den Notizen des „Opus postumum" pointillistisch die Richtung vor: „Nicht Observieren sondern Experimentieren ist das Mittel, die Natur und ihre Kräfte aufzudecken."

Noch zu Lebzeiten von Kant und Herz machten sich romantisch inspirierte Naturforscher wie Alexander von Humboldt oder Johann Wilhelm Ritter an neurophysiologische Selbstexperimente, mit denen sie die elektrische Natur ihrer eigenen Körper erforschten. Im Gegensatz zur Selbstbeobachtung, die sich den Phänomenen überließ, wurde der Körper im Selbstexperiment durch gezielte Manipulation zum Sprechen gebracht. Genau darin bestand der Königsweg zur weiteren Erforschung des Schwindels, der vor allem mit den Experimenten des böhmischen Physiologen Jan Evangelista Purkyně zu einem völlig anderen Phänomen wurde als bei Herz. Obwohl auch Purkyně mit dem Begriff der Grenzregion zwischen körperlichen und seelischen Phänomenen operierte, war das für ihn ausschließlich eine klassifikatorische Differenzierung. Schwindel wurde damit zum psychophysischen Phänomen, das ausschließlich auf materielle Prozesse im Gehirn zurückzuführen war.

Sowohl die von Herz vertretene Theorie des Schwindels als seelisches Phänomen als auch seine Methode der Selbstbeobachtung waren nach wenigen Jahrzehnten überholt. Das ändert jedoch nichts daran, dass dieses Buch ein faszinierendes Dokument einer Übergangszeit darstellt, in der sich die Cerebralisierung und die Experimentalisierung des Menschen als zwei Grundpfeiler der modernen Humanwissenschaften herauskristallisieren sollten.

Es ist eine schöne Geste, dass der eigentlich nur noch von Spezialisten konsultierte Versuch des jüdischen Arztes und Philosophen nun neu aufgelegt wurde. Der ausführlichen Einleitung von Bettina Stangneth mangelt es weder an einfühlsamer biographischer Annäherung an Herz noch an kundiger Einführung in die politischen, philosophischen und kulturellen Kontexte, in denen er arbeitete.

Was fehlt, ist eine orientierende wissenschaftshistorische Einbettung des Werks in die medizinische Anthropologie der Spätaufklärung. Andererseits ist der Herausgeberin darin beizupflichten, dass die weitere Entwicklung der empirisch vorgehenden Humanwissenschaften philosophische Fragen bezüglich der Rhythmik des Denkens und der Vorstellungen, die für Herz zentral waren, verschüttet hat. Dazu wiederum würde man von der Autorin Bettina Stangneth gern mehr lesen. MICHAEL HAGNER

Marcus Herz: „Versuch über den Schwindel". Hrsg. v. Bettina Stangneth.
Felix Meiner Verlag, Hamburg 2019. 294 S., br., 26,90 €.

Lebt enkeltauglich!

Wie Charles Eisenstein den Planeten heilen möchte

Die Diskussion um den Umgang mit der die Zukunft bedrohenden globalen Erwärmung ist zum beherrschenden Thema geworden, die Antworten auf die offenen Fragen entscheiden in der Bundesrepublik mittlerweile Wahlen, haben die Jugend an den Freitagen millionenfach auf die Straße gebracht und im Oktober erst zur Teil-Blockade der Bundeshauptstadt geführt. Trotz dieser allgegenwärtigen Aufregung steht die Gesellschaft weitgehend ratlos vor der historischen Herausforderung des Klimawandels: Allen großen Worten zum Trotz steigen die CO_2-Emissionen, die globalen Temperaturen klettern auf Rekorde.

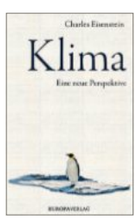
Charles Eisenstein, Kulturkritiker, Philosoph und Mathematiker an der Yale University, untersucht seit Jahren das Narrativ der Moderne: jene kollektive Geschichte der Weltdeutung und des menschlichen Selbstbildes, auf dessen Grundlage die westliche Zivilisation erbaut wurde. Er ist ein Vordenker für eine holistische, „enkeltaugliche" Lebensweise. Um der Fehlentwicklung moderner Zivilisation auf die Spur zu kommen, gräbt er tief in der Kulturgeschichte und Mythologie der westlichen Zivilisation und stellt in seinen Büchern, Reden, Podcasts und Online-Essays liebgewonnene Mythen und hilflose Argumente an den Pranger.

Mit seinem Buch „Klima. Eine neue Perspektive" wagt sich Eisenstein nun an das Gesamtbild – und setzt sich damit zwischen alle Stühle. Er fordert die globale Ökologie-Bewegung auf, sich nicht verrückt machen zu lassen und statt dessen unbeirrt an der Heilung existentiell bedrohter Ökosysteme weiterzuarbeiten, anstatt der abstrakten Reduktion des Kohlendioxids als einziger globaler Lösung das Wort zu reden.

Nicht die Angst vor den bevorstehenden Folgen des Klimawandels würde uns zum Handeln bringen, sondern die Liebe zur Natur, das Gefühl der Verbundenheit mit dem Netz des Lebens. Er geht so weit, von einer „Revolution der Liebe" zu sprechen, die es bräuchte, um die Macht der Ratio und den totalen Kontrollwahn der Befürworter des globalen Geo-Engineerings einer weltweiten Wetter-Manipulation zu brechen. Eisenstein warnt die Klimaaktivisten vor einem Fundamentalismus, Kohlendioxid zum Alleinschuldigen zu machen. Klassische Klimapolitik sei gerade darauf aus, CO2 zu reduzieren, wolle aber die industrielle Wachstumsgesellschaft mit erneuerbaren Energien unverändert weiterlaufen lassen. Der Autor plädiert stattdessen für eine spirituell und politisch „neue Geschichte", um langfristig zukunftsfähig zu werden. Angelehnt an den buddhistischen Mönch Thich Nhat Hanh, wirbt er für ein neues Paradigma des „Interbeing" – eines Weltbildes, das von der tiefen Verflochtenheit, gegenseitigen Abhängigkeit und Verbundenheit allen Lebens ausgeht. Wer aus einer achtsamen Wertehaltung handele, könne weder andere Länder noch die Natur oder sich selbst ausbeuten.

Die „neue Geschichte", die Eisenstein vorschlägt, sieht die Welt als komplexen, sich immer weiter entwickelnden Organismus und den Menschen als ihren Diener, dessen Rolle darin besteht, alles Leben im großen Ganzen noch lebendiger zu machen. Der Organismus Gaia könnte mit Temperaturschwankungen umgehen, wenn seine Organe gesund wären: Wälder, Meere, Feuchtgebiete, Ökosysteme, Lebewesen, Böden, Flüsse und Luft. Weil die Organe schon krank sind und geschwächt, könne der Organismus das erhöhte CO_2 nicht verdauen. In der Konsequenz hieße das: regional alles zu tun, um die Ökosysteme zu regenerieren, die Gewässer zu reinigen, die Meere zu schützen, die Vergiftung zu stoppen.

Ein radikaler, tiefenökologischer Ansatz, der die globale Krise als Initiation begreift: als existentielle Prüfung für die Menschheit, die über ihr eigenes Selbstbild herauswachsen und erwachsen werden muss, wenn sie heil aus diesem Übergang in eine neue Kultur herausfinden will. Eisenstein liefert keinen Rettungsplan, aber er justiert den Kompass neu. GESEKO VON LÜPKE



Charles Eisenstein: „Klima". Eine neue Perspektive.
Aus dem Englischen von Jürgen Hornschuh, Eike Richter und Nikola Winter. Europa Verlag, München 2019. 396 S., geb., 22,– €.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv